

»Wer opfert seinen Kopf?«

Stille.

Keiner der 100 000 Männer rührt sich. Da stehen sie in der grellen Mittagshitze, die schwarzen Haare fallen ihnen schwer auf die Schultern, die breiten Rücken halten sie gestrafft. Doch sie rühren sich nicht.

Aus dem ganzen Pandschab sind sie angereist, als ihr Guru sie gerufen hat, begierig zu erfahren, was er will. Aber damit hatten sie nicht gerechnet: Er will ihren Kopf.

»Wer opfert seinen Kopf?«

Dann – ganz leise und doch deutlich hörbar – bewegt sich jemand. Aus der Mitte der Masse schreitet ein Mann, groß, bebartet, mit dunklen, forschenden Augen. Er beachtet seine Kameraden nicht, die seinen Gang mit verrenkten Köpfen verfolgen. Er hält seinen Blick auf den Guru gerichtet und geht langsam, aufrecht nach vorne und sagt:

»Ich opfere meinen Kopf. Ich habe mein Leben Guru Nanak gewidmet und will meinen Tod Guru Gobind Singh widmen.«

Die beiden verschwinden in einem großen Zelt. Es ist totenstill. Später werden sich die Anwesenden erzählen, dass sie den Schatten des Schwertes durch die Zeltwand hindurch verfolgen konnten, ebenso wie den Kopf, wie er zu Boden rollte.

Guru Gobind Singh verlässt das Zelt alleine. Er trägt ein blutverschmiertes Schwert bei sich.

»Wer ist der Nächste?«, fragt er.

Ein weiterer Mann tritt vor und verschwindet im Zelt. Dann noch einer und noch einer. Ganze fünf Männer opfern dem Guru ihre Köpfe. Doch als der Guru zum fünften Mal mit dem blutverschmierten Schwert in der Hand aus dem Zelt tritt, ist er nicht alleine. Alle fünf Männer schreiten hinter ihm her. Ihre Köpfe sitzen wieder auf ihren Nacken, die von einer schmalen, blutigen Linie umrundet werden.

»Ihr habt euer Leben gegeben und es zurückerhalten«, spricht Guru Gobind Singh. »Ihr seid Gottes würdig. Deshalb sollt ihr eure Kastennamen ablegen und von heute an alle Singh heißen. Ihr sollt ausziehen und die Mogulen besiegen. Ihr sollt die stärkste Armee werden, die dieses Land je gesehen hat. Das stärkste Volk. Und solltet ihr dies jemals vergessen, dann betet zu Gott wie folgt:

Deh siva bar mohe eh-hey subh karman te kabhu na taro
Na daro arr seo jab jaye laro nischey kar apni jit karo

›Gott, gib mir Kraft, damit ich nicht zögere, wenn ich Gutes tue. Wenn ich in die Schlacht ziehe, soll ich den Gegner nicht fürchten, dann werde ich mit absoluter Sicherheit siegreich sein.«

Indien: Kalomajra und Margao 1967–1979

Genau 268 Jahre später sprach der 14-jährige Bagicha Singh eine Abwandlung des alten Gebets vor sich her: »Ich fürchte den Gegner nicht und ich werde bestimmt siegreich sein.«

Er stieß die Worte abgehackt und atemlos aus, denn währenddessen rannte er, so schnell er nur konnte. Es war der erste 200-Meter-Lauf seines Lebens. Schüler aus dem ganzen Bundesstaat Pandschab waren an seine Schule in der kleinen Nachbarstadt seines Heimatdorfs Kalomajra gekommen, um an dem Wettkampf teilzunehmen. Er fand auf einem breiten Weg statt, der mitten durch die grün-gelben Weizenfelder führte, auf denen Bagicha eigentlich in diesem Moment helfen sollte. Der Boden, auf dem er rannte, war hart und trocken, sodass seine Sohlen in den dünnen Schlappen schmerzten, denn er hatte keine Laufschuhe. In der Ferne konnte Bagicha einen *Chapati*-Stand erkennen, auf dem die Tanten auf großen blechernen Platten das beliebte Brot buken. Die meisten Dorfleute gingen weiter ihrer Arbeit nach, nur die Schüler und einige jüngere Männer standen am Wegesrand und jubelten den Läufern zu. Trotzdem war der Wettkampf ein außergewöhnliches Spektakel, das einem sehr engagierten Lehrer zu verdanken war.

Das konnte sich Bagicha natürlich nicht entgehen lassen. Er rannte mit und er wollte gewinnen. Er war bisher zwar noch nie bei einem Laufwettbewerb angetreten, aber immerhin spielte er

gerne Hockey und er war fit und schnell und lief regelmäßig seinem Vater davon, wenn der ihn dazu verdammen wollte, den Mist der Büffel zu entsorgen. Wie schwer konnte so ein 200-Meter-Lauf schon sein?

Wie sich herausstellte, war es sehr schwer. Die anderen Läufer zischten einer nach dem anderen an ihm vorbei und entfernten sich immer weiter von ihm, sodass er bald nur noch ihre verschwitzten nackten Rücken erahnen konnte.

Er kam bei Weitem als Letzter ins Ziel.

Bagicha ließ sich auf den harten Boden fallen. Der Schweiß lief ihm in Strömen aus dem kleinen roten Turban herunter auf die Stirn. Er hatte versagt. Wieso konnte er, Bagicha Singh, nicht so mutig und unverwundlich und siegreich sein wie die *Khalsa*, die mächtige Sikh-Armee, die Guru Gobind Singh vor Hunderten von Jahren gegründet hatte? Stattdessen saß er hier in seiner weißen *Dhoti*-Hose direkt auf der roten Erde und war ein riesengroßer Versager.

Ein Schatten legte sich über Bagicha. Als er aufblickte, sah er seinen Vater, der vor ihm stand und mit zusammengezogenen Augenbrauen auf ihn hinabblickte. Sein Turban warf einen großen, runden Schatten mitten auf Bagichas Gesicht. Vaters Turban war der größte im Dorf. Unter ihm versteckten sich, wie Bagicha wusste, auch wenn er es selten zu Gesicht bekam, viele lange dunkle Haare. Mit dem gigantischen Turban, dem dichten vollen Bart und der großen, breiten Statur wirkte Bagichas Vater mindestens so mächtig wie einer der Sikh-Kämpfer aus den alten Geschichten. Neben ihm kam sich Bagicha immer klein vor, nach seiner Niederlage eben noch mehr als sonst.

»Was hockst du hier rum? Dein Bruder ist schon seit einer halben Stunde auf dem Feld und braucht deine Hilfe.«

Bagicha rappelte sich auf und klopfte den Sand von der Hose.

»Hast du zugeschaut beim Wettlauf?«, fragte er.

»Nein, ich hab viel zu tun. Die Nachbarn haben einen kleinen Jungen bekommen, und ich habe den Morgen über mit ihnen gebetet.«

Bagicha wusste nicht, ob er enttäuscht oder erleichtert sein sollte, dass Vaters priesterliche Pflichten ihn davon abgehalten hatten zuzuschauen.

»Hast du gewonnen?«

Bagicha schüttelte den Kopf. »Ich war der Letzte.«

Sein Vater wedelte mit der Hand durch die Aprilhitze, als wollte er eine Fliege vertreiben.

»Streng dich lieber mehr in der Schule an statt bei solchen Spielereien. Du sollst mal studieren, nicht herumrennen. Das hat doch keine Zukunft!«

Bagicha straffte seine Schultern.

»Aber 200-Meter-Lauf könnte meine Zukunft sein. Es kann mir alle möglichen Türen öffnen. Du wirst schon sehen.«

Der Vater schmunzelte. »Nicht, wenn du immer Letzter bist.«

»Das war ein einziges Mal! Das wird nie wieder passieren. Ab jetzt werde ich nie wieder versagen. Ich werde so lange trainieren, bis ich ein richtig guter Läufer bin. Es ist so wie in den Geschichten, die du mir immer von den *Khalsa* erzählst. Haben sie je aufgegeben, wenn sie mal eine Schlacht gegen die Mogulen verloren haben? Niemals! Sie wurden dadurch nur stärker und haben ihre Angst vor dem Gegner abgeschüttelt. Und dann haben sie gesiegt.«

Sein Vater lachte, aber Bagicha verzog keine Miene, sondern hielt den Blickkontakt eisern aufrecht. Er meinte, was er sagte. Wozu erzählte der Vater denn täglich die Geschichten der mutigen Sikh-Kämpfer, wenn nicht, um Bagicha daran zu erinnern, dass deren Stärke auch in seinen Knochen steckte? Wozu waren seine Eltern vor 20 Jahren aus dem neu gegründeten Pakistan geflohen und waren den ganzen Weg bis nach Kalomajra gewandert,

um sich hier ein neues Leben aufzubauen? Sicher, es war ein einfaches Leben, aber immerhin hatten sie drei eigene Büffel, genug Arbeit auf den Weizenfeldern für alle neun Kinder, und noch dazu respektierte die Dorfgemeinschaft seinen Vater als Sikh-Priester. Nein, sie waren nicht so weit gekommen, damit Bagicha immer nur Letzter wurde bei Wettläufen. Er wollte mehr erreichen. Er wollte siegen. Er war ein Kämpfer wie die Sikhs vor ihm, und es war Zeit zu kämpfen.

Also kämpfte sich Bagicha durch die restlichen Schuljahre und strengte sich ganz besonders an, um es auf ein *Engineering College* zu schaffen, wie sein Vater es sich für seinen ältesten Sohn wünschte. Tatsächlich erreichte er in Mathe stets 100 Prozent. So kam es, dass er sich 1969 sein *Charpai*-Bett auf den Kopf setzte und 32 Kilometer in die große Stadt Chandigarh wanderte, um als Erster in der Familie zu studieren.

Inseheim aber träumte Bagicha von etwas ganz anderem: Sein Ziel war der 400-Meter-Lauf. Seit seiner Niederlage beim 200-Meter-Lauf mit 14 trainierte er jeden Tag und wurde immer besser. 1970 stellte er einen neuen Rekord von 49 Sekunden in Harayana, dem Nachbarstaat des Pandschabs, auf. Der Staatspolizeichef beobachtete ihn bei diesem Wettkampf und überzeugte ihn im Anschluss, anderthalb Jahre lang sein Studium zu unterbrechen und im Namen der Polizei zu laufen. 1972 wurde er schließlich indischer Meister. Im selben Jahr trainierte er in einem Trainingscamp zur Vorbereitung auf die Olympischen Spiele, schaffte letztlich aber nicht die Qualifizierung, um für Indien anzutreten. Deshalb kehrte er zurück an die Universität von Chandigarh und wurde nach dem Abschluss als Elektroingenieur bei der indischen Staatsbahn, der *Indian Railways*, eingestellt und 1978 nach Margao, Goa, versetzt. Auch diesen Job erhielt er zu einem großen Teil dank seines mittlerweile in ganz Indien verbreiteten Sportler-Ruhms. Denn er war nicht mehr nur Bagicha Singh aus dem 200-Seelen-

Dorf, der Sohn des Dorfpriesters. Er war jetzt der 400-Meter-Läufer Bagicha Singh.



Am ersten Abend in Margao verließ er seine Wohnung barfuß und mit nichts als einem flatternden *Lunghi* bekleidet und lief zum sogenannten Strand. Er konnte sich zwar unter einem Strand nichts vorstellen, denn im Pandschab gab es weit und breit keine Seen, geschweige denn ein Meer, aber der Ort war ihm von seinen Kollegen empfohlen worden.

Beim ersten Schritt in den Sand sanken seine Füße ein. Die kleinen Körner gruben sich in seine Zehenzwischenräume und kitzelten ihn. Je weiter er ging, desto tiefer sank er ein. Doch Bagicha ließ sich davon nicht abhalten. Immer wieder riss er einen Fuß nach dem anderen nach oben, beobachtete, wie er dabei Sandböen erzeugte, und ging schnurstracks auf die dunkelblaue endlose Fläche vor ihm zu. Endlich erreichten seine Füße das Wasser. Die Nässe umspülte sie kühl, die Wellen klatschten an seine Schienbeine. Er konnte das Salz riechen. Als das Wasser seine Oberschenkel erreichte, blieb er stehen. Er konnte nicht schwimmen. Er versuchte, das Ende des Meers auszumachen, doch vergeblich. Er sah nichts als brausende Wellen bis zum Horizont. Er hörte nichts als das Rauschen des Wassers.

Wobei, ein paar andere Geräusche drangen vom Strand hinter ihm. Es waren Stimmen, die aufs Meer hinausgetragen wurden. Er konnte sie nicht verstehen, doch er merkte, dass sie anders klangen als alle Stimmen, die er zuvor gehört hatte. Also lief er zurück zum Strand, geradewegs auf die Stimmen zu. Er entdeckte eine Gruppe von Menschen. Sie sprachen nicht nur komisch, sie sahen auch seltsam aus. Zuerst fiel Bagicha auf, dass ihre Haut wesentlich heller war als seine, was etwas zu bedeuten hatte, im-

merhin war er im Vergleich zu den dunklen Menschen in Goa ziemlich hell. Aber diese Leute hier hatten Hauttöne von einem hellen Braun wie Ingwer bis hin zu einem Weiß wie Hühnchen. Außerdem trugen sie weder traditionelle indische Kleidung noch moderne Bluejeans. Stattdessen hatten sie knallbunte Hosen, Röcke und Blusen an und trugen alles übereinander, trotz der Hitze. Bagicha dachte zuerst, dass es sich nur um Frauen handelte, denn sie hatten alle lange Haare. Als er näher kam, sah er, wie zerzaust und verfilzt diese waren. Vier dieser außergewöhnlichen Menschen saßen Schulter an Schulter im Sand und starrten flüsternd aufs Meer hinaus, während sie etwas Zigarrenförmiges herumreichten, es an den Mund hielten und dann süßlich riechenden Rauch ausatmeten. Neben ihnen lagen zwei Menschen, die sich leidenschaftlich küssten. Bagicha blieb betreten stehen. Etwas weiter weg tanzten drei Leute und warfen wild ihre Körper hin und her. Einer von ihnen heulte wie ein Wolf. Bagicha starrte ihn an, zu lange, denn plötzlich bemerkte die Person ihn und kam auf ihn zugesprungen.

»Hey, Mann, willst du auch feiern?«, fragte sie in Englisch mit einem starken Akzent, der Bagicha nicht bekannt vorkam. Fragte er. Es war ein Er. Jetzt von Nahem erkannte Bagicha den hellbraunen Vollbart des Mannes vor ihm. Er schien ungefähr in seinem Alter zu sein, Mitte zwanzig.

»Feiern? Was feiert ihr denn?«

»Das Leben, Bruder! Wir feiern, dass wir jung sind und frei und am Leben. Die Liebe und den Sex und das Hasch.«

Manche dieser Worte sagten Bagicha wenig. Doch Liebe klang schön.

»Seid ihr Touristen?«

Der Mann neigte seinen Kopf und schaute in Richtung des Ozeans.

»Vielleicht sind wir das. Vielleicht nicht. Wir definieren uns

nicht. Wir sind einfach hier, um zu leben. Ohne Hektik und Krieg und Konsum. Einfach leben, verstehst du?«

Bagicha verstand gar nichts, aber er nickte. »Kann ich mitmachen?«, fragte er.

Der junge Mann brach in heiseres Gelächter aus. »Ob du mitmachen kannst beim Leben? Aber klar, Mann! Komm, setz dich zu uns.«

So lernte Bagicha sie alle kennen: Steffen aus Dortmund, der ihn willkommen heißen hatte, Mary aus Leicester, Hollie aus Amsterdam, Sue aus Melbourne und einige mehr, deren Namen er schon am nächsten Morgen wieder vergessen hatte. Er mochte diese Menschen. Er mochte ihr Lachen und ihre verrückten Geschichten über Kamelsafaris und Lesekreise und Konzerte und die wildesten Feiern, von denen er je gehört hatte. Er genoss ihre Gegenwart, weil sie nie davon sprachen, dass harte Arbeit sich immer auszahlte, weil sie sich nicht stur an religiöse Rituale hielten oder versuchten, mit Verzicht und Schmerz Gott näherzukommen. Sie glaubten nicht, dass jemand ein hoffnungsloser Versager war, wenn er einen schlechten Notendurchschnitt hatte – tatsächlich hatten einige von ihnen ihre Ausbildung abgebrochen. Er mochte sogar, dass sie dreckig waren und ihre seltsamen Klamotten nie zu waschen schienen, denn es war ein angenehmer Gegensatz zu der peniblen Kleideretikette, auf die er bei seiner Arbeitskleidung achten musste. Diese Menschen waren so anders als alle, die er je zuvor getroffen hatte, dass Bagicha sie einfach lieben musste.

Sechs Monate lang arbeitete er tagsüber am Bahnhof und verbrachte seine Abende, manchmal ganze Nächte, am Strand mit seinen neuen Freunden.



Es war Juni. Die Sonne stand lange und heiß am Himmel, sodass selbst Bagichas Freunde mittlerweile dunklere Hauttöne hatten. Er saß wie jede Nacht barfuß im Sand, neben ihm Rachel aus Kanada. Sie hatte lange, glatte braune Haare und einen blassen Teint. Auf ihrer Stirn saß eine Kette aus orangen Ringelblumen. Ihre blauen Augen lächelten immer, selbst wenn ihre Lippen neutral blieben.

»Ich bin sooooo froh, dass ich weg aus Edmonton bin«, sagte sie leise und melodisch, wie sie immer sprach, nachdem sie geraucht hatte. »Weißt du, was ich da jetzt machen würde?«

»Was?«

»In einem verdammten Büro sitzen. Irgendwelche Texte abtippen. Ich war ausgebildete Sekretärin, genau wie meine Mutter, ein ehrenvoller und sicherer Beruf. Bla. Bla. Bla.«

»War es schlimm?«, fragte Bagicha. Er konnte nicht aufhören, ihre im Mondlicht schimmernden Arme zu beobachten.

»Nein!«, rief sie plötzlich so laut, dass Bagicha zusammenzuckte und seinen Blick weg von ihren Armen und direkt auf ihre Augen richtete. »Nein, es war nicht schlimm. Ich wünschte, es wäre schlimm gewesen. Aber es war okay. Es war einfach nur okay. Langweilig. Schlimm wäre besser gewesen, weißt du?«

»Weißt du?« und »Verstehst du?« fragten seine Freunde ihn immer wieder. Am Anfang hatte Bagicha noch geglaubt, dass sie wissen wollten, ob er ihr Englisch verstand. Aber darum ging es nicht. Sein Englisch war gut genug, immerhin lernte er es seit der weiterführenden Schule, sodass er mittlerweile neben seiner Muttersprache Pandschabi auch Hindi und Englisch sprach. Seine Freunde wollten vielmehr, dass er ihre Gedanken nachvollziehen konnte.

Und er hatte es versucht. Er hatte ihnen allen zugehört, hatte darüber nachgedacht, meditiert, stundenlang. Doch alles, was er denken konnte, war: Wieso waren sie unglücklich gewesen, ob-

wohl sie es doch so gut gehabt hatten? Obwohl sie nie vier Stunden täglich zur Schule hatten laufen und dann abends noch den stinkenden Mist der Büffel hatten beseitigen müssen? Er begriff diese Menschen nicht, zumindest nicht mit dem Verstand, dafür aber umso mehr mit dem Herzen. Sie hatten es nicht mehr ausgehalten in ihren langweiligen, vorgeschriebenen Leben, also waren sie weggegangen. Das konnte er verstehen. Das fühlte er auch.

»Meine Schwester hat in derselben Firma gearbeitet und nach einem Jahr Luke geheiratet, der nur zwei Schreibtische weiter saß. Jetzt hat sie bereits ihr zweites Kind. Das hätte ich sein können.« Sie sagte es, als wäre sie gerade noch einem Zyklon entkommen.

»Wie alt ist deine Schwester?«

»Dreiundzwanzig. Ich habe noch eine jüngere Schwester, die ist jetzt gerade achtzehn geworden, aber sie beginnt schon, denselben spießigen Weg zu gehen.«

»Sehen deine Schwestern so aus wie du?«

Rachel schieg für einen Moment und kniff die Augen zusammen, als müsste sie angestrengt nachdenken, um sich an die Gesichter ihrer Geschwister zu erinnern.

»Ja. Ich schätze, das kann man sagen.«

Bagichas Blick wanderte wieder zu ihren glänzenden Armen. Also gab es mehr Frauen wie sie im Westen. Wenn er dort leben würde, weit weg von der Einflussnahme seiner Familie, dann würde er eine von ihnen heiraten können.



Drei Stunden später, nachdem alle anderen in ihre Ferienhütten verschwunden waren, saß Bagicha alleine am Strand. Seine Füße steckten im Wasser und seine Hände im Sand, so wie er es am liebsten hatte. Er legte den Kopf in den Nacken und betrachtete den Sternenhimmel. Bagicha fragte sich, wie der Himmel wohl in

Kanada aussah, in Europa oder gar in den USA. Er wusste, dass es derselbe Himmel war, und doch war er sich sicher, dass dieser ihm im Westen ganz anders erscheinen würde. Er wollte ihn sehen. Er wollte den Himmel über der glitzernden Stadt Paris sehen, von der André aus Besançon letzte Woche erzählt hatte. Den Himmel über Paris und auch alles darunter.

Andrés Familie gehörte ein Stahl-Unternehmen. Sue war auf einer Ranch aufgewachsen. Und als Rachel Bagicha mal ein Foto von ihrem Elternhaus gezeigt hatte, hatte er zuerst gedacht, das sei der kanadische Regierungssitz. Bagicha war bewusst, dass diese Menschen reich waren. Dass sie ganz anders aufgewachsen waren als er und dass sie nur deshalb hier so frei leben konnten. Bagicha wollte gar keine Ranch und kein Schloss. Aber er wollte die Möglichkeit haben, das alles zu besitzen. Und diese gab es nur im Westen, das war ihm klar. In einer Woche endete sein Bahnprojekt in Margao. Danach würde er in eine andere indische Stadt versetzt werden, dann in die nächste. Wenn er hierbliebe, hätte er Arbeit für den Rest seines Lebens und das Gehalt würde nur nach oben wachsen. Bald würde er sich eine Wohnung mit Klimaanlage leisten können, irgendwann vielleicht sogar Hausangestellte. Wenn er gen Westen ziehen würde, konnte er nicht garantieren, dass er dort irgendetwas erreichte. Aber er wollte Paris kennenlernen. Und mehr Frauen wie Rachel.

Ein Stern direkt über ihm blinkte. Wahrscheinlich war es nur ein Flugzeug, aber genauso gut könnte es doch auch Guru Nanak sein, der auf ihn herabblickte und ihn ermunterte aufzubrechen. Oder der eine Gott höchstpersönlich. Wieso denn nicht? Seine Reise war noch lange nicht zu Ende. Das hatte er erkannt seit dem Abend vor fast sechs Monaten, als er das erste Mal seine Füße in den Indischen Ozean gesteckt hatte. Doch erst jetzt, da das Ende seiner Arbeit in Goa sich näherte, erlaubte er sich, diese Gewissheit klar und deutlich zu Ende zu denken. Er würde in den Wes-

ten ziehen. Er würde all die Chancen finden, vor denen die weißen Leute in Goa davongelaufen waren. Und er würde sie ergreifen. Jede einzelne.



Am nächsten Morgen kramte Bagicha einen zerknitterten Brief aus seinem großen beigen Stoffrucksack, in dem er die letzten Jahre über seine wenigen Besitztümer durchs Land transportiert hatte. Der Brief hatte auf ihn gewartet, als er vor einem halben Jahr das letzte Mal seine Eltern besucht hatte. Damals hatte er ihn nur kurz überflogen und dann in seinen Rucksack gesteckt, um ihn später noch einmal gründlich zu lesen und zu beantworten. Letzteres hatte er nie getan. Doch nun schloss er seine Hand fest um das Stück Papier und wanderte damit zum vier Kilometer entfernt gelegenen Telefon-Center. Behutsam gab er die Nummer vom Ende des Briefs in die Wählscheibe ein. Dieses Gespräch würde nicht billig werden, aber es war Bagichas beste Chance, um sein neues Ziel zu erreichen.

Er hatte nicht einmal Zeit, sich zu wünschen, dass jemand abhob, als er am anderen Ende der Leitung schon die Stimme seines alten Schulfreunds Ajab hörte und ihm mit einem »Bagicha hier« antwortete.

»Bagicha Singh! Was für eine Ehre!«, posaunte Ajab in voller Lautstärke, so wie er ihn schon früher auf dem Schulhof begrüßt hatte.

Ajab war im Nachbardorf von Kalomajra aufgewachsen und hatte mit Bagicha zusammen die Schule besucht. Mit elf Jahren hatten sie jeden Tag zusammen Hockey gespielt und sich regelmäßig mit den anderen Kindern gerauft, weil jeder von ihnen den einzigen Spielball mit nach Hause nehmen wollte. Mit vierzehn hatten Ajab und Bagicha gemeinsam bei der Weizenernte geholfen.

Währenddessen hatten sie sich stundenlang darüber unterhalten, was sie einmal werden wollten, wobei sie sich stets gegenseitig zu übertreffen versuchten: Bagicha wollte Polizist werden, Ajab Offizier bei der Armee. Ajab wollte Flugzeuge fliegen. Bagicha wollte in den Weltraum reisen. Bagicha wollte Minister für den Pandeschab werden, Ajab indischer Premierminister.

Bagicha war es damals noch nicht klar gewesen, aber Ajab hatte von Anfang an bessere Chancen gehabt, seine Ziele zu erreichen, immerhin stammte er aus der wohlhabendsten und angesehensten Familie der ganzen Gegend. Sein Bruder war ein berühmter Kommandeur in der indischen Armee. Bagichas Familie war zwar in der Sikhgemeinde im Dorf beliebt, aber darüber hinaus kannte sie keiner. Nach dem Schulabschluss hatte Ajab sofort Arbeit in der Lampenfirma eines Bekannten seines Vaters gefunden. Der Besitzer dieser Firma wiederum war der indische Botschafter in Norwegen, der dank seines diplomatischen Dienstes seit vielen Jahren im sagemuwobenen Westen lebte. Bagicha war gerade vom Pre-Olympic Camp zurückgekehrt, als er Ajab zum letzten Mal gesehen hatte. Eines Abends war er plötzlich vor seinem Wohnheim in Chandigarh aufgetaucht und hatte verkündet, er würde in die USA ziehen. Ein paar Tage später war er verschwunden.

Erst jetzt hatte Bagicha zum ersten Mal wieder von Ajab gehört, in ebendiesem Brief, den er nun in seiner Faust hielt. Darin stand, dass Ajab mittlerweile in den USA lebte, nachdem ihm sein guter Freund, der indische Botschafter in Norwegen, eine Arbeitserlaubnis besorgt hatte. Er beschrieb ausführlich das wunderbare Leben in Amerika: Wie er nur zwei Tage nach seiner Ankunft einen guten Job in einem Automobilunternehmen erlangt hatte und dort mittlerweile zum Standortmanager aufgestiegen war. Er erzählte von seiner schönen indischen, aber doch viel westlicheren und interessanteren Frau, von den glitzernden Einkaufszentren, in de-

nen es einfach alles gab, von seinen strahlend weißen nagelneuen Sneakers und von seinen amerikanischen Freunden, mit denen er in Sportsbars saß, Bier trank und Baseball schaute (was wohl die amerikanische Version von Cricket war).

»Wie geht's dir, alter Freund?«, fragte Ajab am Telefon.

»Gut, keine Probleme«, antwortete Bagicha. Er wusste, dass jede Sekunde dieses Überseetelefonats ihn zehn Rupien kostete, und obwohl er dank der *Indian Railways* genug Geld angespart hatte, wollte er es nicht jetzt ausgeben, sondern hatte Wichtigeres damit vor. Deshalb kam er direkt zum Punkt: »Ich will auch in den Westen. Nach Paris. Oder vielleicht zu dir in die USA. Oder nach Kanada.«

Ajab lachte. »Was willst du denn in Kanada? Komm zu mir nach Baltimore.«

Bagicha klemmte sich den Hörer zwischen Kopf und Schulter, drehte den Brief um und malte auf die Rückseite drei Kreise: ganz rechts einen großen Kreis, in dessen untere Hälfte er ein Kreuz mit der Beschriftung »Indien« setzte, links daneben einen kleineren Kreis, der für Europa stand, und dann mit etwas Abstand einen weiteren Kreis für Amerika. Auch wenn er nicht wusste, wo sich Baltimore befand, machte er kurz entschlossen ein Kreuz inmitten des Amerika-Kreises und schrieb »Ajab« daneben.

»Wie komme ich da hin? «

Es entstand ein kurzer Moment der Stille.

»Du hast das wirklich vor, oder?«

»Definitiv! Du hast mein Wort.«

Sein Wort war gut genug für Ajab, und er beschrieb Bagicha penibel die Route, die er damals genommen hatte. Bagicha malte alles in seine provisorische Halbe-Welt-Karte ein, obwohl er nicht den blassesten Schimmer hatte, wo sich diese Orte befanden. Dann verband er die Punkte mit Pfeilen, die in einer mehr oder weniger geraden Linie immer weiter nach links reichten. Das

war er, sein Weg in den Westen. Ajab hatte es immerhin geschafft. Wieso sollte er, Bagicha, dann bitte scheitern?



In der nächsten Woche sammelte er so viel Geld von Freunden, wie er auftreiben konnte, und tauschte es gemeinsam mit seinem Ersparten in 300 US-Dollar um. Er beantragte einen Reisepass und besorgte sich eine detaillierte Landkarte, in der er tatsächlich die von Ajab genannten Städte entdeckte und markierte: Herat, Kabul, Teheran, Ankara, Istanbul, Athen, Patras, Bari, Rom, Paris und dann weiter nach London und New York, letztlich bis nach Baltimore. Er packte alles in seinen alten Stoffrucksack. Bei der Arbeit beantragte er ein Urlaubsjahr, denn möglicherweise würde er sich auch nur Paris anschauen und dann zurückkommen.

Bevor er Goa verließ, wollte er noch einen letzten Rat einholen. Seine weißen Freunde schwärmten von diesem einen *Pandit*, dessen Name niemand kannte, aber alle wussten, dass er die Wahrheit gesehen hatte und die Zukunft obendrein. *Pandits* waren so etwas wie hinduistische Wahrsager, sie gehörten zu den Brahmanen, der obersten Hindu-Kaste. Bagicha glaubte im Prinzip, dass das alles Schwachsinn war, aber solange er noch in Goa war, wollte er doch zumindest einmal herausfinden, was es mit diesem *Pandit* wirklich auf sich hatte. Vielleicht konnte der ihm ja helfen bei seiner bevorstehenden Reise.

Nachdem er ein bisschen herumgefragt hatte, erreichte er kurz nach Sonnenuntergang das Zelt des *Pandits*. Es stand direkt am Strand, zwischen einem Strandimbiss und einer Kokosnussverkäuferin. Es war ein simples, sandfarbenes Leinenzelt, das in seiner Schlichtheit kaum auffiel. Bagicha schob die Plane vor dem Eingang beiseite und trat ein. Auch innen war der Ort bei Weitem

nicht so kitschig, wie er ihn sich vorgestellt hatte. Er hatte erwartet, dass er genau wie seine Freunde mit bunten Farben und glitzerndem Schmuck übersät sein würde. Doch stattdessen gab es nur ein paar weiße, ordentlich gefaltete Tücher, eine brennende Öllampe und einen Topf mit wohlriechendem *Chai* darin. Daneben saß ein Mann, alt, aber nicht uralt, und trank direkt aus dem Topf. Er saß im Sand, denn es handelte sich, wie Bagicha jetzt erkannte, nicht einmal um ein echtes Zelt, sondern nur um ein paar auf lange Stöcke gespannte Planen.

»*Namaste*«, sagte Bagicha.

Der Mann drehte sich zu ihm um. Er hatte einen langen, spitz zulaufenden Bart, aber kein einziges Haar auf dem Kopf. Der Anblick war so komisch, dass Bagicha ein Lachen unterdrücken musste. Der *Pandit* zwinkerte unaufhörlich. Dann plötzlich hörte er auf und starrte Bagicha an.

»Wann bist du geboren, mein Sohn?«, fragte er.

»Am ersten April 1952.«

Der *Pandit* schüttelte langsam seinen Kopf und ließ ihn nicht aus den Augen.

»Falsch. Du bist an Vaisakha 2, 2010 geboren.«

Er verwendete den Vikram-Sanvat-Kalender, der sich nach alter Hindu-Tradition nach den Mondphasen richtet. Schnell rechnete Bagicha das genannte Datum um, wie er es in der Schule gelernt hatte: der erste April 1953.

»Das kann nicht sein. 1952 ist das Geburtsjahr, das meine Mutter bei der Einschulung angegeben hat. Sie muss es ja wohl wissen.«

»Sie hat sich geirrt. Schon damals war sie sich nicht ganz sicher gewesen.«

Das war unmöglich. In diesem Fall konnte er doch mit Sicherheit seiner Mutter, die ihn schließlich an ebendiesem Tag auf die Welt gebracht hatte, mehr Glauben schenken als irgendeinem da-

hergelaufenen Wahrsager. Außerdem war er nicht hier, um über sein Geburtsjahr zu diskutieren.

»Du willst das Land bald verlassen«, sagte der *Pandit* und lächelte, als Bagicha leicht zusammenzuckte, überrascht, dass er es schon wusste. Hatte einer seiner Freunde es ihm erzählt? Oder war seine Aufbruchsstimmung so offensichtlich, dass man es ihm vom Gesicht ablesen konnte?

»Dieses Jahr wirst du das aber nicht mehr schaffen.«

»Was? Wieso nicht?«

Der *Pandit* zuckte nur mit den Schultern.

»Natürlich breche ich dieses Jahr auf. Ich bin schon so gut wie weg. Ich hab genug Geld gespart und geliehen, sogar schon umgetauscht, ich kenne den Weg. Ich will mich nur noch von meiner Familie verabschieden, und dann geht es los. Meinst du etwa, dass meine Familie mich davon abhalten könnte?«

Wieder zuckte der *Pandit* mit den Schultern und kicherte dabei, als amüsierte es ihn, dass Bagicha seine Pläne nicht von einem Wahrsager abhängig machen wollte. Wer war dieser Mann schon? Der hatte ja nicht einmal sein Geburtsdatum korrekt erkannt. Von dem würde er sich nicht entmutigen lassen.

»Ich weiß nicht, welche Hindernisse dir dieses Jahr noch begegnen werden, aber dieses Jahr wirst du nicht abreisen, das ist klar.«

»Falsch. Es ist gerade mal Juli. Natürlich ziehe ich schon dieses Jahr los.«

Der *Pandit* schwieg.

»Du liegst falsch. Du wirst schon sehen«, fügte Bagicha hinzu.

Endlich regte sich der *Pandit*. Er löste seinen Schneidersitz auf und knetete seinen linken Fuß. Er schaute zur Seite und kauete auf der Unterlippe. Dann richtete er sich wieder an Bagicha: »Okay, wir machen es so. Wenn du es schaffst, noch dieses Jahr das Land zu verlassen, dann schick mir eine Postkarte. Sollte ich eine Postkarte von dir erhalten, die dieses Jahr aus dem Ausland

abgeschickt wurde, dann werde ich aufhören, als *Pandit* zu weis-sagen.«

»Ist das dein Ernst?«

Der Mann nickte.

»Okay, meinetwegen.«

Bagicha schrieb sich die Adresse auf, auch wenn er seinen Namen immer noch nicht erfuhr. Aber er würde einfach *Pandit* draufschreiben, so viele *Pandits* würden an dieser Adresse schon nicht wohnen. Jetzt war Bagicha umso bestrebt, bald loszuziehen, denn er musste dem Kerl beweisen, dass seine Voraussetzungen ihm nichts anhaben konnten. Immerhin war er kein Hindu. Er brauchte keine Wahrsager. Als Sikh hatte er einen direkten Draht zu Gott. Vielleicht war das seine Aufgabe: Ins Ausland gehen, diesem Typ eine Karte schreiben und dafür sorgen, dass es einen Scharlatan weniger in Goa gab.

Daran hielt Bagicha auch noch fest, als er am nächsten Tag im Reisebüro feststellen musste, dass der nächste halbwegs bezahlbare Flug nach Kabul erst Mitte Dezember ging. Er musste diese erste Strecke bis nach Afghanistan fliegend zurücklegen, weil indischen Staatsbürgern der Besuch von Pakistan, das zwischen Indien und Afghanistan lag, untersagt war. Egal, dann würde er eben bis Mitte Dezember warten. Die Hauptsache war, dass er noch in diesem Jahr, 1978, aufbrach.

In den nächsten Monaten verbrachte Bagicha viele Stunden auf den Feldern seiner Heimat und half bei der Weizenernte, die in dieser Saison besonders reich ausfiel. Das war ein gutes Omen für seine Reise, wie ihm sein Vater versicherte. Er nahm an jedem einzelnen Gottesdienst seines Vaters teil und setzte sich sogar eine Stunde pro Tag zu ihm zum Meditieren, wobei er in dieser Zeit alles andere tat, als seinen Kopf frei von Gedanken zu halten. Stattdessen träumte er von den Abenteuern, die er im Westen erleben würde, von den schönen Frauen, von den herausfordernden Jobmöglichkeiten, von

dem Geld, das er verdienen würde, und all den Dingen, die er sich damit würde kaufen können. So verging ein Tag wie der andere, bis der sechzehnte Dezember, der Tag seines Abflugs, kam.



Seine Mutter war als Einzige schon um drei Uhr morgens wach, um ihm noch ein letztes Mal sein Lieblingsessen, den süßen Milchreis *kheer*, zuzubereiten. An diesem Morgen umschlang sie Bagicha mit beiden Armen und weinte stumm an seiner Schulter. Bagicha tätschelte ihren Kopf.

»Ist okay, Mama. Ich komme ja bald wieder.«

Da schluchzte sie noch heftiger.

Draußen im Hof hupte Jaikaar, ein Nachbar, der ein paar Häuser weiter wohnte. Da er als Einziger im Ort ein Auto, einen alten Ambassador Mark II, besaß, hatte er angeboten, Bagicha an diesem Morgen an den Bahnhof zu fahren, von wo aus er eine direkte Zugverbindung nach Amritsar, der nächstgelegenen Stadt mit einem internationalen Flughafen, gebucht hatte.

»Na, geh schon«, flüsterte seine Mutter und ließ von ihm ab.

»Nicht, dass du noch deinen Flug verpasst.«

Vom Rest seiner Familie und einigen alten Schulfreunden hatte er sich schon am Abend zuvor verabschiedet. Bagicha setzte sich den alten Stoffrucksack auf den Rücken und ging langsam durch den Hof, vorbei an seinem schlafenden Vater und zweien seiner Brüder. Er trat auf die erdige Gasse, wo Jaikaar mit seinem Ambassador auf ihn wartete. Seine Mutter war ihm gefolgt, blieb aber zwei Meter entfernt stehen.

»Tschüss, Mama«, sagte er und stieg in den Wagen ein. »Ach so«, fügte er dann noch hinzu und winkte sie zu sich. Sie trat näher an das Auto heran und beugte sich zu dem offenen Fenster hinab.

»Eine Frage noch: Wann bin ich geboren?«

»Das weißt du doch, am ersten April.«

»Ja, aber in welchem Jahr? In meine Schulunterlagen hast du 1952 eingetragen. Das stimmt, oder?«

Seine Mutter blickte die Straße hinauf. »Weißt du, da habe ich letztens auch drüber nachgedacht. Damals dachte ich, dass du fünf warst bei der Einschulung, aber ich glaube, vielleicht warst du auch erst vier.«

»Wie kannst du das nicht wissen?«

Da schaute sie wieder zu ihm. »Also bitte, ich habe neun Kinder in zwölf Jahren bekommen, da kann man schon mal den Überblick verlieren.«

»Also, wann bin ich denn dann wirklich geboren? In welchem Jahr?«

»Ich denke, es muss 1953 gewesen sein. Der erste April 1953. Vaisakha 2, 2010.«

Vaisakha 2, 2010. Das war genau das Datum, das der *Pandit* genannt hatte. Unfassbar. Aber das hatte nichts zu bedeuten. Bei der Voraussage zu Bagichas Abreise hatte er trotzdem falschgelegen, immerhin war er nun bereits auf dem Weg und würde morgen früh in Kabul sein. Wie um das zu unterstreichen, fuhr Jaikaar langsam und wackelnd los. Bagichas Mutter blieb vor dem Hof stehen und winkte ihnen hinterher, bis sie auf einen breiteren Weg abbogen.

Am späten Vormittag traf Bagicha am Amritsar Flughafen ein. Um zwölf Uhr war Abflug. Als er in der Check-In-Schlange stand, dröhnten knatternde Durchsagen durch die Halle: »Wegen schlechter Wetterbedingungen muss der Flug 343 nach Kabul International Airport um zwölf Uhr ausfallen. Bitte wenden Sie sich an den Serviceschalter, um Ihre Verbindung umzubuchen.«

Das war sein Flug! Das konnte doch nicht wahr sein! Bagicha blieb in der Schlange, die sich nur schleppend vorwärtsbewegte. Als er am Schalter ankam, wiederholte die Airline-Mitarbeiterin

wortwörtlich, was die Durchsage bereits verkündet hatte. Bagicha fragte nach dem nächsten Flug.

»Ich kann Sie für den zweiten Januar buchen, Sir«, kam die Antwort.

»Das ist zu spät! Gibt es keinen früheren Flug?«

»Tut mir leid, Sir. Das Wetter wird bis Ende des Jahres so schwierig bleiben. Bei diesen Schneestürmen in Afghanistan können wir keine Flüge verantworten. Der erste Flug, der wieder abheben soll, ist am 2.1.«

Also buchte Bagicha diesen Flug. Etwas anderes blieb ihm ja nicht übrig. Die nächsten zwei Wochen verbrachte er mit dem Versuch, sich damit abzufinden, dass der *Pandit* letztlich doch recht behalten hatte.

Am 2. Januar 1979 saß er endlich in der Maschine nach Kabul. Nachdem sie fast eine Stunde lang auf dem Flughafen umhergefahren waren, legte die Maschine plötzlich an Tempo zu. Das Rattern der Räder hörte auf, und sie hoben ab. Bagicha beobachtete den Flughafen, die Stadt Amritsar und sein Indien, das einzige Land, in dem er je gewesen war, wie es immer kleiner wurde und schließlich unter den Wolken verschwand. Er war über den Wolken – unfassbar! Und wenn er das nächste Mal die Wolkenwand wieder durchqueren würde, dann wäre er in einem fremden Land und an der ersten Station seiner Reise in den Westen. Jetzt gab es kein Zurück mehr.